

Rezensionen

Joan Wallach Scott, **Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man**. Cambridge/London: Harvard University Press 1996, 229 S., Geb., öS 437,00/£ 17,50, ISBN 0-674-63930-8.

Die Frage, ob es für eine feministische Politik und ihre philosophischen Grundlagen darum gehe, die Forderung nach politischen und sozialen Rechten für Frauen auf „Gleichheit“ oder „Geschlechterdifferenz“ (*sexual difference*) aufzubauen, ist Ausgangspunkt von Joan W. Scotts Untersuchung. Die Autorin, die damit ohne Umschweife eine Kernfrage feministischer Theorie anspricht, argumentiert für eine analytische und historische Herangehensweise (2f). Der Widerspruch zwischen Gleichheit und Differenz, postuliert sie einleitend, sei im Zentrum der politischen Ideen der Französischen Revolution verankert (6f). Nicht zuletzt damit hänge es zusammen, daß in Frankreich 150 Jahre von der Erklärung der Gleichheitsprinzipien der Menschenrechte 1789 bis zur Einführung eines Frauen einbeziehenden allgemeinen Wahlrechts 1944 vergingen, das, so viel läßt sich gleich festhalten, als bloß formales Recht die Problematik von Gleichheit und Differenz für Frauen nicht aufhob (171). Damit sind Thema und Zeitraum der Studie schon angegeben: Scott untersucht am Beispiel der unterschiedlich begründeten Wahlrechtsforderungen von vier im Laufe dieser Spanne aktiven Feministinnen die Dynamik von Gleichheit und Differenz der verschiedenen revolutionären und nachrevolutionären politischen Diskurse Frankreichs. Das Buch kann also als Beitrag zur Geschichte des französischen Feminismus gelesen werden; die Rezensionen der Spezialist/inn/en sind mit Spannung zu erwarten. Eine weitere Zugangsweise wäre, hier ein Probestück für die Einlösung von Scotts in den 80er Jahren kontrovers diskutierten poststrukturalistischen Ansprüchen zu lesen; dies müßte im engen Rahmen einer Rezension allerdings hinter bereits geleisteter Analyse zurückbleiben.¹ Ich möchte daher einen dritten Weg versuchen und die von der Autorin selbst empfohlene Methode der Textlektüre anwenden: die Suche nach inneren Widersprüchen, Spannungen und Balancen, kurz nach Paradoxa. Den zentralen Begriff ihrer Untersuchung – das „Paradoxon“ – bestimmt Scott nicht nur als zugleich wahre und falsche Behauptung, sondern auch als die Fähigkeit, komplexe, einander widersprechende

¹ Vgl. Barbara Hey, *Women's History und Poststrukturalismus*, Pfaffenweiler 1995, bes. 118–143.

Gedanken und Gefühle in Balance zu bringen (4) und schließlich auch als Anfechtung der vorherrschenden Orthodoxie. Die Suche gilt also Stellen im Diskurs und in der Darstellung, die Fragen motivieren und damit die Erkenntnis vorantreiben.

Warum, so fragt Scott, war für Frauen die Einlösung der revolutionären Versprechen auf Freiheit, Gleichheit und politische Berechtigung so schwierig zu erreichen? Sie diskutiert diese Frage für die Zeit der Französischen Revolution anhand der für den modernen Feminismus fast mythischen Figur Olympe de Gouges. Jeanne Deroin und Hubertine Auclert stehen für die politischen Diskurse der Revolution von 1848 und die Dritte Republik (1870–1914). Vierte Protagonistin ist die radikale Individualistin Madeleine Pelletier, die vor dem Ersten Weltkrieg nicht nur durch ihre männliche Kleidung Aufsehen erregte. Mit diesem schnellen Ritt von der Forderung nach politischer Repräsentation von Frauen in der Französischen Revolution bis ins 20. Jahrhundert beabsichtigt Scott, wie sie einleitend versichert, weder eine teleologische Abhandlung noch eine Heldinnengeschichte des französischen Feminismus (1, 16), sondern die exemplarische Darstellung verschiedener Diskursfelder. Damit stellt sich freilich die Frage: Warum gerade diese und keine anderen Beispiele? Scott offeriert ein Paradoxon als Antwort: Weil sie weder typisch noch einzigartig seien, ermögliche die Darstellung der Konzepte dieser vier Frauen Einsichten in die differenten politischen Positionen im Zusammenhang mit dem Anspruch auf die politische Berechtigung von Frauen (15). Nun, vorab läßt sich dazu festhalten, daß andere Historiker/innen zum Teil die selben Protagonistinnen als „typisch“ für ihre jeweilige Epoche dargestellt haben² – die Behauptung des Gegenteils ist also erklärungsbedürftig. Scotts Bestimmung des thematischen Feldes erhält ihre besondere Bedeutung im Zusammenhang mit dem für diese Arbeit so wichtigen Begriff des „Individuums“, der in der Französischen Revolution die Forderung nach Demokratie legitimierte. Gemeint ist damit zum einen der Prototyp der einander in ihren Rechten gleichen Staatsbürger, zum anderen der Einzelne in seiner Unterschiedenheit von anderen (5). Der darin angelegte Widerspruch wurde, wie Joan Scott zeigt, durch eine gemeinsame Definition von Gleichheit und Differenz über das Geschlecht gelöst: Alle männlichen Bürger konnten sich dann in ihrem männlichen Geschlecht zugleich gleichen und von den anderen – den Frauen – unterscheiden (8f). Damit benennt der Feminismus mit der Forderung nach Gleichberechtigung von Frauen nicht nur einen zentralen Widerspruch der Demokratie, er muß auch immer wieder darauf zurückgeworfen werden (17f). Was aber heißt es unter dieser Voraussetzung, daß Scott für ihre Protagonistinnen genau die Charakteristika des Individuums negiert? Wenn sie damit, wie sie anführt, die Bedeutung des Biographischen zurückweisen möchte (15), so gilt es doch festzuhalten, daß manche der Fragen, die sie der historischen Biographieforschung „entgegen“ setzt, dieser längst zu eigen sind. So

2 Vgl. z. B.: Felica Gordon und Máire Cross Hg., *Early French Feminism, 1830–1940. A Passion for Liberty*, Cheltenham Glos 1996. Zu den „fünf Schlüsselfiguren der Frauenrechtsbewegung in Frankreich“ werden hier Deroin und Pelletier gezählt. Auch an Olympe de Gouges kann wohl keine feministische Darstellung der Französischen Revolution vorbei.

etwa jene nach den Konstruktionen, mit denen Akteur/inn/en nicht nur die Felder ihres Handelns, sondern auch sich selbst darin bestimmen. Joan Scott, die im Laufe ihrer Darstellung immer wieder auf die Bedeutung der Sprache als realitätsschaffende Struktur verweist (15), fragt nicht nach einander ausschließenden Gegensätzen, sondern vielmehr nach inneren Spannungen (16). Das wirft allerdings die Frage auf, was jeweils das Feld definiert, „innerhalb“ dessen jene Spannungen zu suchen wären. Scott konstruiert die Bestimmung der Begriffe „Frau“ und „Feministin“ an jeder Fallgeschichte neu (14). Damit ist freilich die Einheit des jeweiligen Feldes über die Akteurin definiert. Wäre es daher nicht nur konsequent, auch die jeweiligen biographischen Konstruktionen und Deutungen einer Analyse zu unterziehen?

Die Qualität von Joan Scotts Fallstudien liegt in einer fundierten Darstellung der jeweiligen historischen Kontexte. In der Analyse der politischen Forderungen von Olympe de Gouges geht sie von dem für de Gouges zentralen Begriff der „Imagination“ aus. Als Vorstellungs- und Erfindungskraft spielte die Imagination für die Aufklärung – etwa bei Voltaire – eine ambivalente Rolle: War damit sowohl Spiegelung als auch aktive Neuzusammenstellung von Ideen gemeint, so trug die Imagination doch auch immer die Gefahren von Entfremdung und Exzeß in sich (23, 25f). Olympe de Gouges erfand und legitimierte sich als „femme des lettres“ und als politisch Handelnde kraft ihrer Imagination und mit dem Hinweis auf diese Kraft (21f, 29). Politische Repräsentation forderte sie demgemäß in der Debatte um „aktive“ und „passive“ Staatsbürgerschaft nicht für einen bestimmten Stand, sondern für alle Personen beiderlei Geschlechts, die politisch aktiv waren (35, 38). Jeanne Deroin, Aktivistin der Revolution von 1848 und üblicherweise als „Differenz-Feministin“ rezipiert, konzipierte im Kontext saint-simonistischer Ideen einer kooperativen Gesellschaft das (heterosexuelle) Paar als „soziales Individuum“ (58) – eine Figur, die sich für sie freilich auch in einer androgynen Person wie George Sand, die „männliche“ und „weibliche“ Züge vereinte, realisieren konnte. (74f) Ausgehend von der in der Gleichsetzung von Wahlrecht und Recht auf Arbeit angelegten Grenzverwischung zwischen positiven und formalen Rechten (60) kritisierte Deroin die Inkonsistenz des Systems: Wenn Pflichten und Rechte einander bedingten, wie konnten Frauen dann mit dem Hinweis auf ihre gesellschaftsnotwendigen reproduktiven Pflichten von politischen Rechten ausgeschlossen werden (69)? Die während der Dritten Republik erhobenen Wahlrechtsforderungen von Hubertine Auclert liest Joan Scott im Kontext des politischen Diskurses um das Verhältnis des Staates zur „sozialen Frage“. Sozialist/inn/en kritisierten die republikanische Trennung von sozialer Arbeitsteilung und politischer Repräsentation, durch die Fragen ökonomischer Ungleichheit aus dem politischen Diskurs ausgegrenzt wurden (92f). Hubertine Auclert griff das dem sozialistischen Klassenmodell entgegengesetzte Konzept der funktionalen Arbeitsteilung auf und wandte es auch auf die Geschlechter an. Zugleich klagte sie die Einlösung des republikanischen Versprechens ein, daß soziale Arbeitsteilungen die Frage politischer Repräsentation nicht berühren sollten (96). Hintergrund des erklärten Ziels der radikalen Individualistin und ausgebildeten Psychiaterin Madeleine Pelletier, „not to be a woman in the way

society expects" (125), war die neue Bedeutung von Individualität um die Wende zum 20. Jahrhundert. Das Konzept des Individuums rechtfertigte nun nicht mehr wie im 18. Jahrhundert eine demokratische Gesellschaftsordnung gegenüber ständischen Interessen, es wurde vielmehr durch die Fähigkeit Einzelner definiert, die „Masse“ zu transzendieren – sei es durch Beherrschung der illusionären Macht der Sprache oder durch Befreiung des Unbewußten (129, 133). Anders als für männliche Vertreter dieser Denkrichtung wie etwa Henri Bergson war für Pelletier die Geschlechtsidentität nur psychologisch konstituiert und konnte kraft des Individualismus überschritten werden (134). Das Wahlrecht für Frauen forderte die elitäre Theoretikerin nur als historisches Durchgangsstadium: Um die demokratische „Masse“ transzendieren zu können, mußten Frauen zuerst Teil davon werden (149).

Soviel zu den von Joan Scott dargestellten Diskursen. Anzuknüpfen wäre die Frage nach der Verbindung der vier präsentierten Fälle sowie nach der zeitlichen Dimension der gesamten Darstellung. Zwei Linien lassen sich hier verfolgen. Zum einen streut die Autorin immer wieder Hinweise auf feministische Traditionsbildungen ein. Andeutungen wie etwa die, daß Madeleine Pelletier in einem 1933 publizierten autobiographischen Roman eine junge Feministin den Namen Jeanne Deroin als Pseudonym wählen ließ (88), machen neugierig auf eine mögliche Untersuchung der feministischen Geschichtsbezüge und Mythenbildungen, die Ausgangspunkt einer kritischen Auseinandersetzung mit teleologischen Geschichtskonstruktionen sein könnte. Eine andere Strategie schlägt Scott ein, wenn sie Kausalzusammenhänge und inhaltliche Kontinuitäten als Erklärungsprinzipien zurückweist und ihnen die Gemeinsamkeit des formalen Prinzips des Paradoxons gegenüberstellt (13). Ist der Gegenstand der Darstellung damit die Geschichte der historisch differenten Ausformungen eines Paradoxons, erhebt sich freilich die Frage nach dessen Entstehung. Ist es, wie Scott nahelegt, ein Produkt der Französischen Revolution, oder ließe es sich auch in anderen Gesellschaften und Kulturen finden? Anders formuliert: Geht es um einen gemeinsamen Inhalt dargestellter Ambivalenzen und Widersprüche oder ist die systematische Suche nach Paradoxa eine allgemein anwendbare Methode? Tatsächlich lassen sich inhaltliche Kontinuitäten etwa zwischen der ihre politischen Forderungen auf den Begriff der Mutterschaft aufbauenden Jeanne Deroin und der auf Auslöschung aller psychologischen Unterschiede der Geschlechter hinstrebenden Madeleine Pelletier nur schwer finden. Das beide verbindende Paradoxon von Gleichheit und Differenz kann allerdings kaum als bloß formales Prinzip bezeichnet werden. Denn Scott benennt es unter anderem ganz konkret als die Notwendigkeit, zugleich die Besonderheit und die Gleichheit von Frauen politisch zur Geltung bringen zu müssen; gilt es doch im Namen der *besonderen* Gruppe Frauen zu sprechen, um deren politische *Gleich*berechtigung zu fordern (X). Der Feminismus ist damit – so Scott – nicht Zeichen des Fortschritts des liberalen Individualismus, sondern das Symptom seiner grundlegenden Widersprüche (18). Mit dieser – wenn auch sehr allgemeinen – These beansprucht Joan Scott Konsistenz über 150 Jahre politischer Diskurse und sozialer Bewegungen herzustellen. In dem vorliegenden Buch hat sich also nicht nur eine Kritikerin des

Biographischen an vier Lebensläufen orientiert, auch die Zurückweisung der großen Erzählung vom Aufstieg des Feminismus findet im Rahmen einer Neukonzeption der klassischen Geschichte der politischen Emanzipation von Olympe de Gouges' Frauenrechtsforderung bis zum „Frauenwahlrecht“ statt. Joan Scotts Projekt, die Differenz zur traditionellen Herangehensweise gerade durch größtmögliche Angleichung sichtbar zu machen, ist ambitioniert, meistens auch nachvollziehbar und – dies gilt es festzuhalten – vergnüglich zu lesen. Ein wenig paradox ist es schon.

Johanna Gehmacher, Wien

Thomas Lindenberger und Alf Lüdtke Hg., **Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit.** suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1190, Frankfurt a. M. 1995, 368 S., öS 184,00/DM 24,80, ISBN 3-518-28790-7.

Die Herausgeber wollen Gewißheiten erschüttern. Der von Thomas Lindenberger und Alf Lüdtke herausgegebene Sammelband „Physische Gewalt“ wendet sich gegen lineare Modernisierungs- und Zivilisationskonzepte, die eine Abnahme oder gar Überwindung physischer Gewalt im historischen Prozeß behaupten. Wenngleich das Bild von der zügellosen Gewalttätigkeit vormoderner Gesellschaften sich mittlerweile ebenso als Fiktion erwiesen hat wie die Annahme einer tendenziellen Gewaltlosigkeit der Gegenwart, hält sich hartnäckig die Vorstellung vom allmählichen Zurücktreten physischer Gewalt. Dem gegenüber soll der vorliegende Band Gewalt als eine „Kontinuität der Moderne“ (7) sichtbar machen, die vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert die Gesellschaft nachhaltig prägt. Das Anliegen erschöpft sich indes keineswegs in der bloßen Widerlegung der Zivilisationshypothese durch den Nachweis der Allgegenwart von Gewalt. Die Herausgeber plädieren vielmehr für eine Abkehr von teleologischen Fragestellungen und Sichtweisen zugunsten einer Verankerung der Gewaltphänomene im jeweils konkreten historischen Kontext. Im Zentrum des Interesses steht dabei die Verknüpfung von Herrschaft, Macht und Gewalt.

Allerdings verschwimmt im Vorwort hinter dem Schlagwort von der „langen Welle“ – unverkennbar die Lieblingsvokabel der Herausgeber – die von diesen selbst angemahnte Historisierung des Phänomens physischer Gewalt, so daß die dort angebotenen Bedeutungen und möglichen Lesarten von Gewalt insgesamt recht pauschal und stereotyp ausfallen. Das ist umso bedauerlicher, als ein Vorzug des Bandes gerade im vielschichtigen und differenzierten Spektrum der in den einzelnen Beiträgen diskutierten Interpretationen liegt. Einige davon stellen zudem eindrucksvoll unter Beweis, daß die Beschäftigung mit Gewalt als historischem Phänomen keineswegs nur Schrecken, sondern durchaus auch intellektuelles Vergnügen bereiten kann, ohne deswegen in Voyeurismus abzugleiten. Gut angestanden hätte dem Band indes ein sorgfältigeres Lektorat, da die Fehlerdichte einen Grad erreicht, der den Lesefluß bisweilen erheblich stört.